

Sabine Arnold

**WENN
FAMILIEN
WAN
KEN UND
KINDER
LEIDEN**

rüffer & rub

Sabine Arnold

**WENN
FAMILIEN
WAN
KEN UND
KINDER
LEIDEN**

rüffer & rub

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Erste Auflage Herbst 2023
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2023 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Umschlag, Kapitelseiten: © SJ Objio | Unsplash.com
Illustrationen: © Laila Defelice
S. 200: © Saskia Nobir

Schrift: GT Sectra
Druck und Bindung: GRASPO CZ, a.s.
Papier: Munken print white, 90 g/m², 1,5 Volumen

ISBN 978-3-907351-19-2

Vorwort 08
Sabine Fux und Silvana Ferrari

Mit den Füßen auf dem Boden, mit dem Kopf im Himmel 10
Sabine Arnold über die Vielfalt der Sozialpädagogischen Familienbegleitung

Pro Juventute, «Die Super Nanny» und «Sozial-Irrsinn» – wie SPF in der Deutschschweiz entstand 14

Was ist Sozialpädagogische Familienbegleitung? 28
Von Ressourcen, Lebenswelten und Hilfe zur Selbsthilfe

Eine Aufgabe mit bittersüßem Beigeschmack 32
«Der Helfer muss sich rechtzeitig überflüssig machen» .. 46
Hafermilch statt Vollmilch? 56
Unterwegs mit einer Familienbegleiterin 62
Der Ex-Hooligan 86

Gucken Sie doch mal in der Familie nach, was da los ist! 92
Ein Gespräch über die Wirksamkeit von SPF

«Als Sie mit den Eltern sprachen, horchten wir an der Wand» 122

Eine Tochter und eine Mutter blicken zurück 124
Zwischen den Kulturen 136
Der alleinerziehende Vater 146
«Eine Krise als Chance zu nutzen ist für die Vertrauensbildung äusserst wertvoll» 156
Aktenführung oder die Konstruktion einer Wirklichkeit .. 164

Sie stossen das System Familie leicht an 170

10 Porträts von engagierten Familienbegleiter:innen

Brigitte Fischer	172
Sarah Gnädig	174
Christoph Leu	176
Johann Kupeczki	178
Markus Reichlin	180
Ronnie Hollenstein	182
Shefkije Aliu	184
Ursula Carlen	186
Christine Kramer	188
Tina Schütz	190

Wir müssen über Geld reden 192

Kosten und Nutzen	194
Wer bezahlt das Ganze?	198
«Niemand macht gerne Schulden»	208
Kantonale Gesetze in Bewegung	212

**«Starke Familien haben nicht
keine Probleme, aber sie können
sich selbst passende Hilfe holen» 222**

Andreas Rhyner über die professionelle Arbeit mit und in Familien

Anhang 234

Anmerkungen	235
Angebote in der Nähe finden	242
Biografie	243
Dank	244

Mit den Füßen auf dem Boden, mit dem Kopf im Himmel

Sabine Arnold

Ich bin Tochter, Schwester, Halbschwester, Cousine, Nichte, Ehefrau, Schwiegertochter und Mutter. Fast ohne etwas zu tun, bin ich in so viele familiäre Beziehungen verstrickt, dass es einem schwindlig werden könnte. Wenn man Glück hat – so wie ich – ist die Familie eine Ressource, eine Kraftquelle, ein Fels in der Brandung. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich, als ich mich als Autorin dieses Buches mit Menschen befasste, denen es anders geht. Zum diesjährigen Muttertag bekochte ich meine Mutter und meine Schwester. Wir waren nur zu dritt, und es war wunderbar friedlich. Meine Mutter brachte Pfingstrosen, meine Schwester das Dessert. Auch wenn wir unterschiedliche Typen sind, uns manchmal heftig streiten, weiss ich doch, dass das die Menschen sind, die mich a) am längsten kennen und mir b) am nächsten stehen. Ich habe ihre Nummern im Smartphone als Notfallkontakte abgespeichert. Sie sind für mich da, wenn es mir schlecht geht. Ich werde um sie trauern oder sie um mich, wenn eine von uns stirbt.

Jeder Mensch geht aus einer Familie hervor, auch wenn sich manche von ihr lossagen oder von ihr verstossen werden. «Familie sucht man sich nicht aus», heisst ein geflügeltes Wort. Aber das stimmt nicht ganz. Es ist heute sogar modern, von einer «chosen family» zu sprechen. Steht eine Familie nicht zu einem Mitglied, zum Beispiel weil dieses aus dem Rahmen fällt, kann man sich auch eine Ersatzfamilie suchen. Irgendeine Familie brauchen wir, denn wir sind soziale Wesen. Ein erweitertes Familiensystem kann auch aus Freund:innen und Gleichgesinnten bestehen und wie eine Flickendecke zusammengenäht sein, Patchwork halt.

Meine neuste Rolle unter den vielen genannten ist, knapp nach der Ehefrau, die der Mutter. Sie ist eine meiner schwierigsten. «Für alles braucht man eine Prüfung. Nur nicht, um Eltern zu werden», sagt eine andere Volksweisheit. Tatsächlich. Ich weiss noch genau, wie es war, als mein Mann und ich im Taxi vom Spital nach Hause fuhren, im Maxi

Così unser Sohn: ein winziges Wesen, so hilflos und zart, dass er zu zerbrechen drohte. Mein Gefühl war, etwas unglaublich Wertvolles anvertraut bekommen zu haben, aber ohne Unterstützung, ohne Prüfung eben, ob wir als Eltern überhaupt geeignet sind. Erstaunlich, dass sich aus dem Nichts ein Mutterinstinkt und eine bedingungslose Liebe melden, die alles übersteigt. Die Infos, wie man mit einem Säugling umgeht, suchte ich mir zusammen, bei meiner Mutter und meiner Schwester, die vor mir Kinder hatte, bei Freund:innen, aber auch bei Fachpersonen wie der Hebamme, der Mütterberaterin, dem Kinderarzt – und ich las Ratgeberliteratur.

Trotzdem kam es zu schwierigen Situationen in der Erziehung meines Sohnes, kommt es immer wieder. Ein Kind kann einen bis aufs Blut reizen. Es findet virtuos unsere Schwachpunkte, drückt darauf herum und lotet täglich seine Grenzen aus. Mein Sohn ist inzwischen fast neun Jahre alt. Unser derzeitiges Konfliktthema sind Computerspiele, bald will er sich eine Spielkonsole kaufen. Wer erlaubt wie viel Zeit zum Spielen pro Tag? Was ist noch gesund? Wieder kommen meine Ratgeber:innen zum Zug, und ich bin ja auch nicht allein. Ich bin in ein Erziehungsteam eingespannt. Mein Mann und ich gehen ganz unterschiedlich vor. Er ist strikt, sehr überlegt, zuweilen auch hart, wie ich finde. Wenn es um die Gesundheit unseres Sohnes geht, ist er ängstlich und unsicher. Ich hingegen bin weich wie schmelzende Schokolade, wenn mein Sohn mich mit fiebrigen Augen um den Finger wickelt. Ich bin auch sonst eher nachgiebig, nicht in allen Themen konsequent, und ich gehe lieber später als früher zum Kinderarzt. Aber es gibt Grundsätzliches, das mir wichtig ist, zum Beispiel, dass wir am Abend alle zusammen essen, dass mein Sohn mich nicht anlügt, dass wir nicht im Streit zu Bett gehen.

Wir haben Glück und nur kleine Probleme, aber es hätte auch ganz anders kommen können. Wir oder unser Sohn könnten krank sein, er könnte eine Lernbehinderung haben, wir könnten arbeitslos und sozial isoliert sein. Was aber, wenn eine Mutter oder ein Vater sich und die Familie nicht (mehr) selbst aus einer Problemlage befreien kann? Weil sie nicht wissen, wie das geht, weil sie krank sind, am Anschlag, so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass sie sich nicht mehr um ihr Kind kümmern können oder es gar nicht mitbekommen, dass etwas schief läuft mit ihm, mit ihrer Erziehung.

Sie lassen sie in ihren Kühlschrank und auf ihre Erziehungskompetenz schauen

Dann greift hoffentlich das in der Schweiz gut ausgebaute Netz von Helfer:innen. Hat irgendjemand – eine Schulsozialarbeiterin, ein Nachbar, eine Jugendanwältin, ein Polizist, eine Pflegefachfrau – das Gefühl, das Wohl eines Kindes sei gefährdet, es erhalte zu Hause nicht die richtige Fürsorge, werde misshandelt oder vernachlässigt, meldet die Person dies der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB). Hoffentlich wird eine Familienbegleiterin oder ein Familienbegleiter eingesetzt. Ein Mensch wie Brigitte Fischer, unendlich geduldig und mit Schalk in den Augen (Kapitel «Unterwegs mit einer Familienbegleiterin»), ein Mensch wie Ronnie Hollenstein, standfest und ansteckend optimistisch («Der Ex-Hooligan»), ein Mensch wie Christine Kramer, belastbar und so flexibel, dass ihre Klient:innen sie um Mitternacht anrufen können («Hafermilch oder Vollmilch?»). Diese Familienbegleiter:innen habe ich unter anderen bei der Recherche zu diesem Buch kennengelernt. Sie stehen, wie Familienbegleiterin Ursula Carlen es formuliert hat, «mit beiden Füßen auf dem Boden und strecken den Kopf in den Himmel» («Sie stossen das System Familie leicht an»). Sie alle haben ein grosses Herz und sind auf Augenhöhe mit ihrem Gegenüber. Sie suchen das Positive in den Familien, sehen Mutter- und Vaterliebe, sehen das Potenzial der Kinder und einen Zusammenhalt auch in schwierigen Zeiten.

Mein Respekt gilt nicht nur den Fachpersonen, sondern auch Eltern wie Azad Malbat, Ursina, Marta Lips oder Maria (Namen geändert). Sie haben fremden Sozialpädagog:innen die Tür zu ihrem intimsten Raum, ihrer «emotionalen Höhle» («Der Helfer muss sich rechtzeitig überflüssig machen»), geöffnet. Sie liessen sie ihren Blick über die Ordnung oder Unordnung in den Zimmern schweifen, liessen sie in ihren Kühlschrank und auf ihre Erziehungskompetenz schauen. Sie durchlebten unterschiedlichste Gefühle während der Familienbegleitung. Sie schämten sich dafür, dass sie Hilfe in der Erziehung nötig hatten, oder fühlten sich stigmatisiert. Einige waren auch schon so weit, dass sie die Unterstützung gerne annahmen. Vielleicht gingen sie die Kooperation auch nur ein, weil sie Angst hatten, dass ihnen ihre Kinder sonst weggenommen würden.

Ich bin überzeugt, dass eine Familienbegleitung, die auch die Ziele der Familien verfolgt, die gut hinhört und sich viel Zeit nimmt, eine absolut sinnvolle Massnahme und jeden Franken wert ist. Umso stossender ist in meinen Augen, dass die Finanzierung von SPF in vielen Kantonen der Deutschschweiz höchst uneinheitlich und unfair geregelt ist («Wir müssen über Geld reden»). Meiner Meinung nach müsste man SPF, ähnlich wie die Schulbildung, allen Familien kostenlos zur Verfügung stellen, denn eine Begleitung reisst die Familien nicht auseinander und ist im Vergleich zu einer Heimplatzierung bedeutend günstiger. Sie setzt an der Erziehungskompetenz an und bei der Vernetzung mit privaten Unterstützer:innen und Angeboten im Umfeld der Familien. Wie heisst das Sprichwort? «Um ein Kind zu erziehen, ist ein ganzes Dorf nötig.» SPF geht nicht von einem Defizit aus, sondern knüpft an den Stärken der Mütter, Väter und Kinder an, an der Elternliebe, der Kinderliebe, ihrem Zusammenhalt, der Freude am Kinderhaben.

Mit diesem Buch möchten wir Fachpersonen der Sozialpädagogik ansprechen, Zuweiser:innen, Politiker:innen, Eltern, alle Erwachsenen, denen das Wohl der Kinder am Herzen liegt. Wir möchten das wichtige Angebot der Sozialpädagogischen Familienbegleitung allen näherbringen: mit Geschichten aus dem Familienalltag inklusive SPF, mit Interviews, aktuellen Forschungsergebnissen und mit den Stimmen ehemaliger Kinder und Eltern («Als Sie mit den Eltern sprachen, horchten wir an der Wand»), die erzählen, was ihnen SPF gebracht hat.

August 2023

WAS IST SOZIAL

Sabine Arnold

PÄDAGO GISCHE FAMILIEN BEGLEI TUNG?

Was in diesem Buch Sozialpädagogische Familienbegleitung (SPF) genannt wird, ist kurz gesagt, aufsuchende Soziale Arbeit in benachteiligten oder herausgeforderten Familien, die ihre alltäglichen Herausforderungen nicht mehr alleine bewältigen können. Das Ziel von SPF ist es stets, in den Familien das Wohlbefinden der Kinder und Jugendlichen zu verbessern und ihre Entwicklung zu fördern; sie sollen ihre Entwicklungsaufgaben altersgerecht bewältigen können. Dieses Ziel wird verfolgt, indem eine ausgebildete SPF-Fachperson die gesamte Familie eine Zeit lang in ihrem Alltag sozialpädagogisch unterstützt. Dies soll vor allem stärkend oder befähigend geschehen und nur während einer Krise oder zeitlich befristet entlastend oder ersetzend.

SPF gilt als niederschwellige und günstige Variante, mit der unter Umständen eine Fremdplatzierung der Kinder oder Jugendlichen in einem Heim oder einer Pflegefamilie verhindert oder zumindest verkürzt werden kann. Der Hebel, an dem die Familienbegleiter:innen in den meisten Fällen ansetzen, ist die Erziehungskompetenz der Eltern. Denn darauf können die Fachpersonen Einfluss nehmen – im Gegensatz zu strukturellen Bedingungen wie Armut oder Bildungsferne oder persönlichen Umständen wie Krankheit. Die Eltern oder Erziehungsverantwortlichen sollen in ihren Rollen gestärkt und ihre Kompetenzen erweitert werden. Meistens versuchen die Fachpersonen auch, Vernetzungs- und Entlastungsmöglichkeiten innerhalb des familiären Umfelds (Grosseltern, Götti, Freund:innen) oder im weiteren Kreis (Nachbarschaftshilfe, Freizeitaktivitäten, Hort) zu aktivieren.

Definitionen¹ aus unterschiedlichen Perspektiven weichen inhaltlich leicht voneinander ab, allen gemeinsam sind aber folgende fünf Aspekte:

- die Unterstützung (Begleitung oder Hilfe) durch eine in Sozialpädagogik, Sozialer Arbeit, Psychologie oder Erziehung ausgebildete Fachperson,
- im Rahmen eines definierten Auftrags,
- eine Familie, die Probleme hat oder in einer Krise steckt,
- die ambulante, aufsuchende Arbeit vor Ort, im Zuhause der Familie sowie
- der Fokus auf das Kindeswohl.

Auch wenn das Stichwort zuletzt genannt wurde, das oberste Ziel von SPF ist es jederzeit, das Kindeswohl sicherzustellen. In den einzelnen Begleitungen werden mit den zuweisenden Stellen (Berufsbeiständ:innen, kommunalen Sozialdiensten, Zivilrechts- oder Strafrechtsbehörden et cetera) sowie den betroffenen Familien auf sie zugeschnittene Ziele definiert, die sich an folgenden Schwerpunkten orientieren: Die Grundbedürfnisse der Kinder und Jugendlichen müssen gedeckt sein. Sie sollen vertraute und verlässliche Bezugspersonen haben, die sie altersgemäss und einfühlsam begleiten können. Die Kinder sollen altersgerechte Strukturen, Alltagsrisiken und Freiräume vorfinden und – ganz wichtig – vor seelischer, körperlicher und sexueller Gewalt geschützt sein.²

Marius Metzger, der an der Hochschule Luzern im Bereich Soziale Arbeit tätig ist, gilt als der SPF-Grundlagenforscher. Er sei auch schon vom Verband im Scherz als «Hausforscher» bezeichnet worden, sagt er, betont aber: «Auch wenn man sich als Forscher intensiv mit einem Thema befasst, muss man sich gleichzeitig so weit als möglich um Unabhängigkeit bemühen, sonst ist man nicht mehr glaubwürdig.» Seine Definition von SPF in einem Online-Lexikoneintrag lautet:

«Sozialpädagogische Familienhilfe stellt eine aufsuchende Form der Hilfe zur Erziehung dar, die Familien in herausfordernden Lebenslagen über eine begrenzte Zeit hinweg unterstützt. Das Ziel besteht in der Regel darin, über die Unterstützung der gesamten Familie die Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen in der Familie zu verbessern.»³

Metzger warnt jedoch davor, dass die Ursprungsfamilie zum Hort einer gelingenden kindlichen Entwicklung stilisiert werde, familiäre und Umfeld-Bedingungen müssten gleichermaßen ineinandergreifen. Schutzfaktoren für Kinder könnten auch ausserhalb der Familien liegen,⁴ und im Leitbild des Berufsverbands Avenir Social und des SPF-Fachverbands heisst es ebenfalls, dass Familien lernen sollten, sich in ihrem direkten Umfeld besser zu vernetzen und auch dort Ressourcen zu erschliessen. Auch erwähnt ist dort, dass die Fachpersonen unterschiedliche Methoden und Instrumente nutzen sowie «auf Referenztheorien aus verschiedenen Disziplinen»⁵ zurückgreifen.

In der Schweiz wird in der Regel von Sozialpädagogischer Familienbegleitung gesprochen, in Deutschland hingegen eher von Sozialpädagogischer Familienhilfe,⁶ aber in einzelnen Kantonen der Schweiz wird dieser Begriff inzwischen ebenfalls als Oberbegriff verwendet, zum Beispiel im Kanton Zürich, wo die Sozialpädagogische Familienhilfe mit den Kinder- und Jugendheimen sowie den Pflegefamilien zu den «ergänzenden Hilfen zur Erziehung»⁷ gezählt werden.

Eine Aufgabe mit bitter-süßem Beigeschmack

Nach welchen Massstäben arbeiten Sozialpädagogische Familienbegleiter:innen? An welchen Werten und an welchem Wissen orientieren sie sich? Zwischen Juni 2015 bis Juni 2016, ganz am Anfang des Forschungsverbunds über Sozialpädagogische Familienbegleitung, entstand die Studie «Arbeits- und Handlungsprinzipien Sozialpädagogischer Familienhilfe und Familienbegleitung»¹ von Marius Metzger und Silvia Domeniconi Pfister an der Hochschule Luzern (HSLU) im Bereich Soziale Arbeit.

Sozialpädagogische Familienbegleiter:innen orientieren sich in ihrem Beruf seit jeher an Arbeits- und Handlungsprinzipien der Sozialen Arbeit, damit ihr Handeln professionellen Ansprüchen genügt. Handlungsprinzipien dienen als Entscheidungshilfen, auf welche Weise ein Problem gelöst werden kann. Sie müssen einerseits Komplexität reduzieren, andererseits Sicherheit und Orientierung bieten. Bisher fehlte dem Berufsfeld eine Sammlung breit anerkannter Prinzipien, es lag zum Beispiel kein Handbuch oder Leitbild vor, es existierten nur verschiedene, über die einschlägige Literatur verstreute Zusammenstellungen. Die vielfältigen Eigenlogiken und Konzepte verschiedener Organisationen erschwerten aber die Qualitätssicherung in der SPF.

Der Ausgangspunkt für Marius Metzgers Studie war deshalb die Frage, wie man Prozessqualität in der Sozialpädagogischen Familienbegleitung sicherstellen kann, auch wenn die Fachpersonen aus unterschiedlichen beruflichen Richtungen stammen. Je nach Aus- und Weiterbildung erhalte er nämlich verschiedene Antworten auf die Frage, welche Grundsätze die Qualität einer Begleitung sichern würden, so der Forscher. Die Familienbegleiter:innen haben ihren beruflichen Hintergrund mehrheitlich in der Sozialpädagogik beziehungsweise der Sozialen Arbeit, aber es gibt unter ihnen auch Heilpädagog:innen, Lehrer:innen, Kleinkindererzieher:innen und Quereinsteiger:innen. Wollte man trotz der

verschiedenen Spezialisierungen Qualität sicherstellen, muss man laut Marius Metzger, «Prinzipien rausschälen, die dann für alle Familienbegleiter:innen gelten, egal, aus welcher Fachrichtung sie kommen». Es galt also, den gemeinsamen Nenner zu finden.

In einer systematischen Literaturrecherche trugen Marius Metzger und sein Team 122 einzelne Arbeits- und Handlungsprinzipien zusammen. Sie durchforsteten hierzu eine grosse Zahl von potenziell relevanten Buchbeiträgen und Zeitschriftenartikeln – am Schluss blieben 25 Texte übrig. Mittels einer zusammenfassenden Inhaltsanalyse verdichteten die Wissenschaftler:innen diese Prinzipien wiederum auf sieben. Danach legten sie diese 14 Familienbegleiter:innen mehrfach vor. In drei Gruppendiskussionen nahmen daraufhin die Forschenden gemeinsam mit den Familienbegleitenden die Prinzipien unter die Lupe. Schliesslich resultierten sieben Arbeits- und Handlungsprinzipien, die anschliessend ins Leitbild² des Fachverbands SPF Schweiz Eingang fanden. Marius Metzger freute die Aufnahme seiner Forschungsergebnisse ins offizielle Leitbild sehr, denn er betont, dass dieses in den verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit erst das zweite Leitbild war, nach jenem in der Schulsozialarbeit. «Das heisst, das ist etwas Spezielles.»

Auf den folgenden Seiten werden die sieben Prinzipien kurz skizziert und im Anschluss von fünf Familienbegleiter:innen aus vier Organisationen kommentiert, um zu prüfen, wie stark sie sich an diesen «Orientierungspunkten» ausrichten, wie Alain Morand, Co-Geschäftsleiter des «Rötel», eines sozialpädagogischen Angebots für Familien und Jugendliche in Zürich, die Arbeits- und Handlungsprinzipien nennt. Der Teamleiter und Co-Leiter des ganzen Betriebs sagt: «Die Prinzipien liegen unserer Arbeit stets zugrunde, ohne dass die Punkte jedes Mal explizit erwähnt werden.» Die Institution in Zürich, die 30 Familienbegleiter:innen beschäftigt, bekennt sich denn auch an prominenter Stelle auf ihrer Website, unter dem Punkt «Was uns wichtig ist», zum SPF-Leitbild.

1. Ressourcen- und Risikoorientierung

Die Fachwelt ist sich darüber einig, dass besonders belasteten Eltern nicht einseitig Schwächen vorgehalten werden sollen, sondern professionelle Unterstützung erst dann greift, wenn auch ihre Stärken gesehen werden. Familien sollen dazu befähigt und, wo nötig, dabei unterstützt werden, sich Ressourcen eigenständig zu erschliessen und Belastungen zu minimieren. Die Balance zwischen Ressourcen und Risiken soll stets ausgeglichen und das Kindeswohl gewährleistet sein.

Johann Kupeczki ist Familienbegleiter im Emmental. Er arbeitet für die ambulanten Dienste der Stiftung Passaggio, die auch stationäre Angebote wie Wohngruppen für belastete Jugendliche betreibt. Bei den vorliegenden Stichworten nimmt er das Risiko vorweg und sagt: «Das Kindeswohl steht über allem. Wie man es definiert, ist aber eine andere Frage.» Die Schwierigkeit liege zum einen darin, zu erkennen, ob es sich um eine akute, mittel- oder langfristige Kindeswohlgefährdung handle. «Dazu muss man immer abwägen, ob eine allfällige Intervention wie zum Beispiel eine Fremdplatzierung mehr schadet als nützt, vor allem bei Jugendlichen, die eine Bindungsstörung oder ein -trauma aufweisen.» Um das Wohl der von ihm begleiteten Kinder und Jugendlichen gewährleisten zu können, hält der Sozialpädagoge mit seinen Vorgesetzten alle zwei Wochen eine Fallbesprechung ab. Zweimal pro Jahr führen er und sein Team zudem in allen begleiteten Familien eine Kindeswohlüberprüfung durch. Mittels einer Art Barometer beurteilen er, seine Kolleg:innen und seine Vorgesetzten jeden Fall. Ausserdem können die Familienbegleiter:innen, wenn sie unsicher sind, eine Fall-Supervision mit einer/einem Kinder- und Jugendpsychiater:in in Anspruch nehmen.

«Weil wir lösungsorientiert arbeiten, sind Ressourcen natürlich wichtig», kommt Johann Kupeczki auf das erste Stichwort zu sprechen. Denn wenn er den Fokus nur auf das Problem legen würde, «dann sehe ich nichts anderes als das Problem». Er ist überzeugt, dass jeder Mensch über Stärken verfügt, und erzählt dazu ein Beispiel aus seinem Berufsalltag: Er begleitete eine drogenabhängige Mutter und ihren Sohn, der inzwischen im Jugendlichenalter ist. Das Kind musste phasenweise fremdplatziert werden, «wofür sich die Mutter sehr geschämt hat». Sie

kämpfte aber dafür, selbst für ihren Sohn sorgen zu können, und war erfolgreich. Seither lebt er wieder bei ihr. «Die Liebe, die diese Mutter ihrem Sohn gegenüber empfindet und die ihr Kraft gibt – die Mutterliebe –, ist die allergrösste Ressource überhaupt.» Johann Kupeczki sagt, dass traumatisierte Menschen oft vergessen würden, dass sie eigentlich ganz viele Ressourcen hätten.

Sarah Gnädig ist Familienbegleiterin bei der Fachstelle Kinderbetreuung Luzern. Für sie ist die Ressourcenorientierung zentral: «Ich schaue auf das Potenzial, das eine Familie hat, versuche herauszufinden, was alles möglich ist. Denn ich möchte ihr nichts überstülpen, was nicht zu ihr passt oder sie nicht leisten kann.» Dass das Risiko eng an die Ressourcen geknüpft ist, bezeichnet sie als «bittersüssen Beigeschmack» ihrer Arbeit: Sie muss stets das Kindeswohl im Blick behalten, wenn die Eltern überfordert sind. Wenn sie den Verdacht einer Kindeswohlgefährdung hegt, kann sie sich auf einen von ihrem Betrieb vorgeschriebenen Ablauf stützen, bevor sie tatsächlich eine Gefährdungsmeldung machen muss. Durch diesen Prozess und den Rückhalt im Team fühle sie sich in solchen Situationen gut abgesichert. Denn eine Gefährdungsmeldung sei für sie als Familienbegleiterin immer auch eine emotionale Angelegenheit.

2. Alltags- und Lebensweltnähe

Die Probleme der Familien müssen vor dem Hintergrund ihres Alltags und ihrer Lebensrealität angegangen werden. Es geht darum, «Defizite im vorhandenen Sozialraum auszugleichen»,³ indem Hilfen vor Ort vermittelt oder Zugangsschwellen zu Behörden, Fachstellen und Vereinen gesenkt werden.

Markus Reichlin ist Familienbegleiter im Röteli in Zürich, die Einrichtung bietet Sozialpädagogik für Familien und Jugendliche an. Er ist spezialisiert auf «KOFA-Intensivabklärungen».⁴ Wie eine solche funktioniert, erklärt Reichlins Teamleiter, Alain Morand: «Man empfängt die Familie nicht mit einem Fragenkatalog im Büro, sondern schaut in ihrer Lebenswelt, wie ihr Alltag funktioniert, wo die Risiken und wo die Schutzfaktoren sind.» Die Alltags- und Lebensweltnähe sei für

sie also diagnostisch sehr wichtig. Markus Reichlin beschreibt sein Vorgehen so: Er tauche regelrecht in diese Familien ein. Zu Beginn versuche er einfach dort zu sein, ohne sich etwas vorzunehmen, und schaue, was entsteht: Wie sieht es in der Wohnung aus? Was wird am Tisch besprochen? Wichtig findet er, sich nicht von einer «Aktionitis» drängen zu lassen, sondern auch Leere auszuhalten. Seine Antennen sind aber immer auf Empfang gestellt. «Das sind wichtige Momente, in denen man viel wahrnimmt, zum Beispiel was die Bindung zwischen Kindern und Eltern betrifft. Wie gehen sie miteinander um? Hört die Tochter der Mutter zu, wenn diese etwas sagt? Lehnt sich ein Erstklässler mal bei seinen Eltern an oder nicht? Kleinere Kinder suchen nämlich häufig zuerst die Nähe zum vertrauten Elternteil, bevor sie mit einer fremden Person Kontakt aufnehmen.» Alain Morand sagt, das möge vielleicht trivial klingen, aber Markus Reichlin habe das Konzept der KOFA-Intensivabklärung verinnerlicht. Er schreibe danach 40-seitige Berichte zuhanden der KESB.

Den Familienbegleitungen, wie sie das Rötel anbietet, liegt die Idee der Sozialraumorientierung zugrunde. Damit sei auch gemeint, dass man aktivieren und anregen wolle und weniger betreuen, also eine «Überbetreuung» der Familie verhindern, erklärt Alain Morand. Ziel des Fachkonzepts Sozialraumorientierung⁵ ist es, vor dem Hintergrund vorhandener Ressourcen die Eigeninitiative zu unterstützen. Beim Erstgespräch erfasse die SPF-Fachperson den Willen und den Veränderungswunsch der Klient:innen, auch wenn diese allenfalls vom Auftrag der zuweisenden Stelle abwichen. «Auf Scheinkooperationen sind wir nämlich nicht erpicht. Wir wollen eine gewisse Ehrlichkeit reinbringen. Handlungsprinzipien sind uns wichtiger, als Stunden zu bolzen.» Sie wollten eine Massnahme auch mal abschliessen oder eine Unterstützung reduzieren können. Die Lösungswege müssten wiederum alle im Sozialraum liegen. Dazu gehören auch tatsächliche Orte wie das Gemeinschaftszentrum, der Hort oder ein Naherholungsgebiet. Denn Freizeitaktivitäten oder Entlastungsmöglichkeiten sollen idealerweise im Sozialraum der Familie stattfinden können.

Christoph Leu ist seit drei Jahren in der aufsuchenden Familienarbeit tätig und hat sich zusammen mit vier Kolleginnen Ende 2022 mit einem eigenen Angebot selbständig gemacht. Unter dem Namen

sentiero-plus bieten sie von Aarau aus Familienbegleitungen in den Kantonen Aargau, Bern und Solothurn an. Er spricht ebenfalls vom «Eintauchen» in die Lebenswelt des Gegenübers. Er versuche, diese aus seiner Perspektive zu verstehen. Früher, als er noch nicht ambulant arbeitete, dachte er, bei der Lebensweltorientierung sei es mit dem Perspektivenwechsel getan. «Wenn ich aber in der Küche meines Klienten sitze, seinen Alltag würdigend, funktioniert das Verstehen ganz anders, weil ich auch Gefühle und Stimmungen wahrnehme. Ich beobachte defensiv und lasse alles auf mich wirken. So versuche ich, dem System auf die Spur zu kommen.» Sein Expertentum will er dabei aussen vor lassen und sich seiner subjektiven Konstruktionen und Trigger bewusst werden. «Es gibt keine Objektivität im Leben, ich sollte mir aber bewusst sein, was von mir kommt.» Deshalb müssen Familienbegleiter:innen Christoph Leus Meinung nach über viel Berufs- und Lebenserfahrung verfügen.

Eine Kindeswohlgefährdung in der vorgefundenen Lebensrealität einzuschätzen hält er für eine «unglaublich ungenaue Wissenschaft». Die Spanne zwischen «das geht noch» und «das nicht mehr» sei riesig. «Man kann nicht sagen: Hier ist es nicht aufgeräumt, das Kind muss weg. Auch in einem Messie-Haushalt muss ein Kind nicht per se gefährdet sein. Es kommt sehr auf sein Alter und die Begleitumstände an.»

3. Netzwerkarbeit

Sozialpädagogische Familienbegleiter:innen arbeiten häufig in Familien, die sozial isoliert sind. Deshalb ist die Netzwerkarbeit sehr wichtig. Das soll aber nicht heissen, dass alle Familien, die von einer SPF profitieren können, sozial isoliert sind. Netzwerkarbeit bedeutet, dass die Kontakte der Familien und diejenigen ihrer einzelnen Mitglieder erweitert werden sollen. Ziel ist, ihre Beziehungen und Erfahrungen zu vermehren. Dazu ist eine Offenheit sowohl vonseiten der Familie als auch der möglicherweise aussichtsreichsten Netzwerke nötig.

Johann Kupeczki hält Netzwerkarbeit für wichtig, und er hält auch gerne die Fäden zusammen. Er arbeite ohnehin systemisch, sagt er. Das

heisst, wenn ein Jugendlicher Mühe in der Schule hat, spricht er nicht nur mit den Eltern, sondern auch mit Lehrpersonen, mit Schulsozialarbeitenden, allenfalls dem Schulpsychologen. «Wenn die linke Hand nicht weiss, was die rechte Hand tut, dann kann nichts Gutes entstehen.» Was er jedoch herausfordernd findet, ist der Umstand, dass der Kanton Bern den Familienbegleiter:innen vorschreibt, zwei Drittel ihrer Zeit mit dem Klient:innen zu arbeiten und nur ein Drittel für Netzwerkarbeit zu verwenden.

Sarah Gnädig unterscheidet in der Netzwerkarbeit zwischen familiärem und professionellem Umfeld. Sie suche jeweils zuerst im familiären Netzwerk nach Entlastung für die Familien, knüpft dort an Ressourcen an. Gibt es allenfalls Grosseltern oder einen Onkel, die Eltern und Kinder unterstützen können? Das professionelle Netzwerk, ein Mittagstisch, der Hort oder eine Kita, kann ebenfalls entlasten.

Auch Christoph Leu sagt, dass für ihn Netzwerkarbeit immer wichtiger werde, denn ein Netzwerk zu haben sei das A und O und helfe präventiv, um in einer Krise psychisch stabil zu bleiben. «Wir sehen leider oft, dass die Familien ganz allein sind. Wir Familienbegleiter:innen sind häufig der einzige Fixpunkt, den sie ausserhalb des Familiensystems haben.» Meist sei es ein Ziel, mit den Familien ein Netzwerk zu erarbeiten. In diesem Punkt gibt er sich aber seiner eigenen Branche gegenüber kritisch: «Das ist fast utopisch. Denn seien wir ehrlich: Wie soll das gehen, ohne bestehende Kontakte ein Netz zu knüpfen?»

4. Hilfe zur Selbsthilfe

Die Familienbegleiter:innen unterstützen die Familie darin, selbst Lösungsstrategien zu finden. Wie wurden Probleme in der Vergangenheit gelöst? Wie tut es die Familie momentan? Was könnte in Zukunft helfen? Das Verhältnis zwischen Fremd- und Selbsthilfe soll so ausbalanciert sein, dass die Familie in der Gegenwart mitwirken und selbst gestalten kann, um in Zukunft selbständig Veränderungen zu ermöglichen.

Die ganze Familienarbeit sei mehrheitlich befähigend ausgerichtet, sagt Markus Reichlin, folglich bietet er als Fachperson den Familien Hilfe

zur Selbsthilfe. Es gebe jedoch auch Situationen, in denen man ersetzend arbeiten müsse, wenn zum Beispiel eine Mutter unter einer schweren Depression leidet und deshalb nicht in der Lage ist, die Kinder für den Ferienhort anzumelden. «Dann müssen wir das tun, sonst sind die Kinder in den Sommerferien vier Wochen ohne Programm.» Dennoch sollten keine Automatismen entstehen, auch was den Austausch mit den auftraggebenden Beistand:innen betrifft. Nach Reichlins Ansicht können auch die Eltern die Beistand:innen orientieren. Alain Morand ergänzt: «Gibt es ein starkes Helfersystem mit Beistand und aktivem Familienarbeiter, besteht die Gefahr, dass zum Beispiel die Lehrpersonen nur noch den Familienarbeiter anrufen, weil er besser erreichbar ist als die Eltern und die Kommunikation mit ihm vielleicht einfacher ausfällt. Damit stellt man zwar das Kindeswohl sicher, schwächt aber die Eltern. Deshalb muss man ihnen immer wieder Autonomie und Selbstverantwortung zurückgeben.» Das Ziel der Sozialpädagogik sei es, sich überflüssig zu machen.

Ronnie Hollenstein gilt in seinem Ostschweizer Betrieb VORSA – Soziale Arbeit vor Ort, als Experte für «die schweren Jungs», das heisst, er arbeitet vor allem mit männlichen Jugendlichen im Zwangskontext. Seine Klienten kooperieren also häufig nicht von Anfang an mit ihm. «Weiss jemand nicht, aus welchem Grund und an welchen Zielen er mit mir arbeiten soll, dann ist das für den Start eine ziemlich herausfordernde Ausgangslage.» Im Laufe der Kooperation müsse der Klient einen eigenen für ihn attraktiven Nutzen im Ganzen erkennen, um ernsthaft sein Verhalten zu verändern, es müsse bei ihm deshalb irgendwann «Klick» machen. «Niemand muss sich wegen mir ändern, er muss es schon selber wollen. Sonst nützt die ganze Massnahme nichts.»

Johann Kupeczki benutzt den englischen Fachbegriff «Empowerment», was «Ermächtigung», «Selbstbefähigung» oder «Stärkung der Autonomie» bedeutet. Diese hält er für das A und O. Er nimmt die Klient:innen im übertragenen Sinne «an der Hand» und geht mit ihnen ein Stück Weg. Dabei sei das Ziel stets klar: Er lasse die Hand wieder los, und zwar dann, wenn beide überzeugt sind, dass der/die Klient:in es alleine schaffen könne. «Wir müssen auch den Mut haben, dass mal jemand auf die Nase fällt.» Der gesellschaftliche Druck, der auf seinen Klient:innen laste, sei allerdings recht gross, doch eine Bindungsstörung

oder eine Traumatisierung lasse sich nun mal nicht in ein paar Gesprächen ändern. Die neuronalen Verknüpfungen im Gehirn seien so gefestigt, dass diese eine gewisse Zeit bräuchten, um sich zu verändern. «Manchmal werden sie zu schnell aus dem Nest geworfen.»

Unter dem Stichwort Selbstermächtigung ergänzt Christoph Leu in Aarau eine Funktion, die er in seiner täglichen Arbeit als Familienbegleiter für zentral hält: «Ich bin auch ein Übersetzer und Vermittler.» Damit meint er nicht das tatsächliche Übersetzen, wie er es für eine tamilische Familie über eine längere Zeit getan hat. Sondern er versteht darunter auch, die Amtssprache und juristische Formulierungen in eine für die Familien verständliche Sprache zu übersetzen. Das Übersetzen erfolgt in beide Richtungen: «Ich vermittele auch von den Familien zu den Behörden. Wenn Eltern zum Beispiel ihr Kind aus einer Fremdplatzierung nach Hause holen wollen, machen sie oft zu viel Druck, und die entscheidenden Personen blocken ab. Wenn ich aber vermittelnd eingreife und durchaus anwaltschaftlich argumentiere, dass ich es den Eltern zutraue, ihre Kinder wieder zu Hause zu betreuen, klappt es meist besser.»

5. Stabilisierung

Damit Familien lernen, Probleme selbst zu meistern, müssen sie daran glauben, dass dies auch möglich ist. Dazu muss das «Vertrauen in familiäre Veränderungspotenziale»⁶ gestärkt werden, und zwar in der Familie selbst, aber auch ausserhalb. Damit sich eine Familie besser an die Anforderungen der Umwelt anpassen kann, ist der Ausgleich von Geben und Nehmen sowie Wertschätzung und Akzeptanz innerhalb der Familien- oder Paarbeziehungen zu fördern. Zudem hilft es, problemfreie Zonen zu erkennen und zu erhalten. Wenn nötig, können auch ergänzende oder ersetzende Entlastungsmöglichkeiten vermittelt werden.

Johann Kupeczki sagt, Stabilisierung sei oft das erste Ziel für seine Klient:innen, von denen sich ein Grossteil in einer Krise befindet. «Es braucht einen Boden, auf dem sie sich wieder sicherer fühlen.» Dazu sei viel Zeit nötig, während der die Klient:innen Vertrauen ins Gegen-

über und in die Familienbegleitung aufbauen und wieder Vertrauen in die Gesellschaft finden können. Kupeczki: «Bereits das Erarbeiten des Vertrauens bedeutet viel Arbeit, das ist die erste Aufgabe und gehört zum Gesundwerden.» Traumata würden nicht zwingend ein Leben lang halten, sondern könnten überwunden werden.

Nur schon seine regelmässigen Besuche als Familienbegleiter hätten einen stabilisierenden Effekt, davon ist Christoph Leu überzeugt. Er erzählt das Beispiel eines Jungen, der nach sieben Jahren im Heim wieder zurück zu seiner Mutter kam. «Die Beiständin erwischte den richtigen Zeitpunkt, um den inzwischen 11-jährigen Bub rückzuplatzieren. Die Mutter hatte zu diesem Zeitpunkt aber auch die notwendige Kraft.» Christoph Leu begleitete diesen Übergang zirka ein Jahr lang, eine Aufgabe, die seiner Meinung nach noch zu selten von SPF geleistet wird. Die Mutter habe es «hervorragend» gemacht. Er sei die letzten drei, vier Monate nur noch alle zwei Wochen ein bis zwei Stunden vorbeigegangen. Zum Teil habe er nur mit ihr gesprochen, die inzwischen zwei weitere Kinder hatte. «Ich wunderte mich jeweils, wie sie in diesem Gewusel den Überblick behält, und lobte sie auch dafür.» Eine von Leus Aufgaben war es ausserdem, mit dem Jungen den Schulweg zu üben. Zum Abschied habe ihn dieser jeweils umarmt. «Obwohl ich immer der Herr Leu geblieben bin, hatte ich offensichtlich eine stabilisierende Wirkung auf Mutter und Sohn. Das berührte mich sehr, und das zeigt auch, wie viel möglich ist mit relativ wenig finanziellem, aber sehr gezieltem Aufwand.»

Ronnie Hollenstein gibt zu bedenken, dass in seinem Arbeitsumfeld des Zwangskontextes zu Beginn eine gewisse Destabilisierung nötig sei, um etwas in Bewegung zu bringen und Veränderungsprozesse anzustossen. «Mit meinen Klient:innen befinde ich mich immer in einer speziellen Situation, in der wir versuchen herauszufinden, was es braucht, um weiterzukommen.» Oft sei es so, dass seine Klient:innen dysfunktionale Verhaltensmuster angelernt hätten und diese für sie sozusagen normal geworden sind. Wenn es dann «von aussen» heisse, dass es nicht mehr so weitergehe, weil das entsprechende Verhalten allenfalls schädlich, riskant, illegal oder unangemessen sei, müssen sich die Klient:innen damit auseinandersetzen. «Wir Menschen sind eigentlich träge und wenn wir uns mal eingerichtet haben, verändern wir

unser Verhalten nicht gerne. Destabilisierung, Verunsicherung und Irritation braucht es deshalb, um sich problematischer Verhaltensweisen überhaupt bewusst zu werden und sich damit auseinanderzusetzen.» Durch diese Destabilisierung könne in der Arbeit auch einiges aufbrechen. Dann sei es sehr wichtig, als Fachperson Orientierung, Sicherheit und Stabilität zu bieten und mit der Person ruhig in Richtung positiver Veränderung zu arbeiten. Anzumerken ist hier, dass Hollenstein vor allem mit älteren Kindern und Jugendlichen arbeitet.

6. Strukturierte Offenheit

Der Prozess, währenddessen die Fachperson eine Familie begleitet, lässt sich in einzelne Phasen unterteilen. Innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte nutzen die Familienbegleiter:innen fachlich begründete Techniken und Instrumente, die auf die Familie zugeschnitten sind und der Zielerreichung dienen. Situativ muss sie oder er allerdings flexibel vorgehen. Die konkrete Ausgestaltung der Phase soll jederzeit fachlich begründet werden können.

Laut Alain Morand muss beim Start einer sozialpädagogischen Familienbegleitung ein klarer Auftrag definiert sein. Das heisst, es müsste vorher eine «saubere Diagnose» vorliegen. «Hier aber klaffen Theorie und Praxis auseinander», sagt der Teamleiter vom Rötel in Zürich, «denn die Sozialzentren und Kinder- und Jugendhilfezentren als Zuweisende sind mit ihrer Fallarbeit völlig überlastet.» Alain Morand und sein Team sind offen bezüglich methodischen Vorgehens. «Wir vom Rötel sind flexibel, wir gehen auch ohne zuvor vorliegenden klar begrenzten Auftrag rein, weil wir die Sicherung des Kindeswohls als wichtiger erachten. Die Diagnosephase holen wir nach, während die Familienbegleitung bereits läuft.»

Sarah Gnädig von der Fachstelle Kinderbetreuung Luzern hält fest, dass ihr die Einteilung der Familienbegleitungen in Phasen Sicherheit gebe. «Die Struktur hilft mir als Fachperson, nichts zu vergessen. Ich kann Eltern und Kindern so mehr Aufmerksamkeit widmen und sie wertschätzen.» Ihre Organisation arbeitet wie das Rötel in Zürich oder die Stiftung Passaggio im Kanton Bern mit der KOFA-Methodik.⁷ Für

das Fallverstehen ist laut Sarah Gnädig die erste Zeitspanne, die drei Monate dauernde Diagnostikphase, sehr wichtig. «Sie ist das Fundament, die eine lösungsorientierte Arbeit erst ermöglicht.» Darauf folgen die sechsmonatige Stabilisierungs- (oder Arbeits-) und zuletzt die Abschlussphase, die nochmals sechs Monate dauern kann. Die KOFA bestimmt als eine Art Werkzeugkoffer, wann es sinnvoll ist, welches Tool anzuwenden.

Christoph Leu hingegen betont, ihm sei ein systematisch genauer Ablauf eher zuwider, und er hält ihn oft für nicht zielführend. Er und sein Team gehen methodisch gerne auch mal «unorthodox» vor. Als Beispiel nennt er ein Erstgespräch, bei dem eine Familienbegleiterin einen Vater im inoffiziellen Alkoholiker-Treffpunkt der Gemeinde aufspürte, nachdem sie den Kontakt zu ihm bisher nicht auf offiziellem Weg knüpfen konnte. Seither besteht zwischen diesem Vater und der SPF-Fachperson eine Beziehung, auch wenn diese natürlich unter schwierigen Vorzeichen steht. Wichtig ist laut Leu genau diese methodische Offenheit, bedarfsgerecht als Fachperson das «Richtige» anbieten zu können.

7. Beziehungs- und Rollengestaltung

Das letzte Handlungsprinzip betrifft die Gestaltung der eigenen Rolle als Fachperson, dies soll einerseits reflektiert geschehen, andererseits transparent gegenüber allen Beteiligten. Die Familienbegleiter:innen nehmen eine wertschätzende und die Familienkultur respektierende Haltung ein; nur so können sie zielorientiert Einfluss nehmen.

Zur Gestaltung der Arbeitsbeziehung zwischen den Familienmitgliedern und den Familienbegleiter:innen gehört auch die Frage nach Nähe und Distanz. Markus Reichlin sagt: «Ich halte wenig von professioneller Distanz, sondern orientiere mich lieber an professioneller Nähe.» Es sei einfach «gäbig», dass er auch Kinder habe, so komme seine eigene Erfahrung als Vater in den Familienbegleitungen zum Tragen. «Gezielt erzähle ich auch etwas von mir, gebe zum Beispiel preis, was ich als geschiedener Vater erlebt habe.»

Johann Kupeczki ist sich der Verantwortung als Fachperson, die Beziehung zu gestalten, bewusst. In seinem Team ist es üblich, mittels einer Methode, die «Reflecting Team»⁸ heisst, die eigene Rolle und die des Klienten zu klären. Das hilft in Fällen, «in denen ich nicht mehr sicher bin, welchen Weg ich gehen soll». In einer Art Fallbesprechung wird er von einer/einem Kolleg:in befragt, während die anderen Teammitglieder zuhören. Es geht um Fragen wie:

- Gibt es andere Herangehensweisen?
- Was könnte meinem Klienten, meiner Klientin mehr helfen?
- Wie gehe ich mit eigenen Emotionen um?

Die Kolleg:innen, die zugehört haben – das Reflecting Team –, rapportieren, wie sie seine Situation sehen und schlagen in einem nächsten Schritt Lösungen vor.

Aus Gründen der Transparenz ist es für Johann Kupeczki selbstverständlich – das gilt für alle anderen befragten Familienbegleiter:innen auch –, dass die Klient:innen jeden Bericht, den er zuhänden seiner Auftraggebenden schreibt, zuvor ebenfalls lesen können. Manchmal liest er ihn ihnen auch vor, zum Beispiel den Kindern. Sie bestätigen mit ihrer Unterschrift, dass sie ihn zur Kenntnis genommen haben.

Sarah Gnädig sieht ihre Hauptrolle klar als Sprachrohr für die Kinder. Auch wenn die Familienbegleitung von der KESB angeordnet wurde, stecke in ihrer Aufgabe keine Kontrollfunktion, ist sie überzeugt, «sondern wir sind unterstützend, beratend, coachend, begleitend, übersetzend – von Deutsch zu Deutsch – tätig». Ob sich zwischen ihr und den Familien eine Beziehung entwickle, hänge einerseits von der Dauer der Massnahme ab, andererseits auch davon, wie gut sie zusammenarbeiten könnten. Sie gehen aufeinander zu, wahren aber auch Grenzen.

**SIE
STOS
SEN DAS**

Sabine Arnold

**SYSTEM
FAMILIE
LEICHT
AN**

Sie sind Sozialarbeiter:innen, Pädagog:innen, Pflegefachfrau oder Kindergärtner:in. Sozialpädagogische Familienbegleiter:innen bringen viel Lebens- und Berufserfahrung mit – sie üben keinen Beruf aus, den man direkt nach dem Studium ergreift. Sie haben ein grosses Herz und begegnen den Familien auf Augenhöhe. Trotzdem sind sie immer wieder überrascht und erfreut, dass die Familien ihnen die Tür zu ihren intimen Familienräumen öffnen, Herausforderungen und Probleme vor ihnen ausbreiten.

Zu Hause bei den Familien nehmen sie mehr wahr als in Besprechungszimmern der Behörde oder einem Beratungsbüro. Sie sehen Blicke, hören Gespräche, spüren Spannungen. Sie sehen, wie miteinander verhandelt, gegessen, gewohnt, gestritten und geliebt wird. Sie nehmen am fast echten Leben der Familien teil, denn sobald sie die Türschwelle überschreiten, verändert sich das System Familie wie ein Mobile, das man leicht anstupst. Sie begleiten die Menschen eine Zeit lang, legen ihre professionellen Lösungskompetenzen mit denjenigen der Familie zusammen. Sie alle arbeiten aufs Ziel hin, sich selbst überflüssig zu machen.

Was sind das für Fachpersonen, die Vorschussvertrauen geniessen und immer wieder in fremde Leben reingehen? Zehn Familienbegleiter:innen aus der ganzen Deutschschweiz erzählen, was sie motiviert, an ihrer Arbeit begeistert, welche Ziele sie dabei verfolgen und worin sie ihren persönlichen Ausgleich finden.

«Eine Familie kann auch funktionieren, wenn sie vom Idealbild abweicht»



Brigitte Fischer, Fachstelle
Kinderbetreuung Luzern

Jahrgang 1966, ist verheiratet, hat keine Kinder und wohnt in Alpnach OW. Sie verbringt ihre freie Zeit meist in der Natur mit Biken, Klettern und im Winter mit Skifahren und Skitouren. Sie arbeitet seit über 30 Jahren als Sozialpädagogin, mehrheitlich hat sie ihre Erfahrungen im stationären Bereich mit «verhaltensauffälligen» Kindern und Jugendlichen gesammelt. 2018 wechselte sie in die ambulante Familienbegleitung.

«In der Gesellschaft und der Schule existiert eine Idealvorstellung, wie eine Familie funktionieren soll: Die Mutter ist mehrheitlich zu Hause, und um 18 Uhr steht das Nachtessen auf dem Tisch. Das ist je länger, je mehr eine Utopie. Ich vertrete vielmehr die Meinung, dass jede Familie ein eigenes System mit eigenen Persönlichkeiten ist, die stark vom Idealbild abweichen kann, aber dennoch funktioniert. Die perfekte Familie gibt es nicht, aber gewisse Grundbedingungen müssen einfach stimmen: Die Eltern oder eine erziehungsberechtigte Person sollen präsent und für die Kinder verlässlich sein. Nötig sind ausserdem Rituale und Regeln zur Orientierung. Sie können den Kindern Sicherheit und Halt geben. Die Kinder müssen wissen, welche Regeln zu Hause gelten. Das heisst auch, dass ihnen jemand Grenzen setzt und von ihnen auch etwas einfordert.»